

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schmidt-Cabanis, Richard: Wer die Wahl hat, hat - nicht die Qual! [2
Bilder; Gehrts, Johannes]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

die Stube, wo er endlich seine Ruhe zu finden hofft. —

Als der Schlosser, den er im Zimmer losgelassen, keine Anstalt machte, ein Licht anzuzünden, mahnte er mit leiser Stimme:

— „Nu, mach' doch Licht!“

Da brüllt ein ächter Münchner Bierbaß der tiefsten Sorte:

— „Jesses! was ist dös? Wer hot sich da ei'g'schlichen. Weib, mach a Licht —, i halt den Malefizräuber derweil am Kragen!“

Eine freischende Weiberstimme fiel getreu ein, eine derbe Faust packte unsern jungen Freund an der Kehle und — es ward Licht.

Wie der Meister den totenbleichen, anständig gekleideten, an allen Gliedern zitternden Menschen sah, da öffnete sich die rußbedeckte schwierige Faust und ließ den halberstickten Gefangenen los.

„Noa — dös is toa Spitzhub net. Aber ins Ruducks Namen, wie kimmt's Ihr dann do her!“

Da löste sich die Zunge und der Arme berichtete getreulich die Abenteuer dieser Nacht und als er endet, da lachte der Meister, daß die Wände wackelten, aus dem Bette grülte die Schlossersfrau und im Nebenzimmer schrien die Kinder.

„No, dös is aber zum Herg'schwellen,“ sagte endlich atemholend der biedere Münchner, „dös is no nöt dog'west — dös is ja a verauberter Hauschlüssel, a verherter. No jehst gehen S' wieder zum Ambros und schlof'n S' ruhig ihren Schreden aus. Morgen frühstücken S' mit uns und dann mach' i Ihnen a Hauschlüssel mit dem Tag und der Jahreszahl drauf, daß Sie dran denken, woas Sie in der Nacht alles erlebt haben.“

„Weiß der Allmächtige, das vergesse ich meiner Lebtag nicht — auch ohne Hauschlüssel und Inschrift,“ meinte wehmützig der Schwergedrückte.

„Wer die Wahl hat, hat — nicht die Qual!“

Geschichte einer Kur gegen das Wahl-Fieber.

Von R. Schmidt-Cabanis.



elbstverständ-
lich giebt es
unter den zahl-
reichen Sprich-
wörtern und
volkstümlichen
Redensarten
unserer lieben
deutschen Mut-
tersprache auch
eine recht an-
sehnliche
Menge höchst
überflüssiger,
abgeschmackter
und vor allen

Dingen: veralteter, die in Anschauungen und Insti-
tutionen verfloßener Jahrhunderte wurzelnd, unserm
modernen Wesen direkt widersprechen und mit der

Kulturentwicklung der Gegenwart durchaus nicht mehr
in Einklang zu bringen sind.

Eine der hervorragendsten dieser sprichwörtlichen
Ungereimtheiten, die uns aber trotzdem noch überaus
lose auf der Zunge sitzt und bei jeder passenden oder
unpassenden Gelegenheit fast unwillkürlich, jedenfalls
aber höchst unüberlegt zu Gehör gebracht wird, ist die
bekannte Redensart: Wer die Wahl, hat die Qual!

Welche Summe von Unwahrheit in diesem Halb-
duktend unschuldig klingender Wörter!

Hat nicht im Gegenteile grad' derjenige die Qual,
dem jegliche Wahl abgeknitten und versagt ist, den
die eiserne Nothwendigkeit und das bittere Muß (zwei
der „Wahl-Dual“ gerade entgegengesetzte Begriffe!)
zu etwas ganz Bestimmtem unweigerlich zwingen?!
In der Wahl liegt die Freiheit, im Zwange die Qual,
und durch den Talisman der Wahlfreiheit erst sind
wir des absolutistischen Zwanges los und ledig geworden.

Die Idee des politischen „Wählen-Könnens“ ist
mit der der geistigen Selbstständigkeit untrennbar ver-
knüpft; daher denn auch selbst unsere kontervativsten
Parteien es mit aufrichtiger oder mindestens gut
gepielter Entrüstung von sich abweisen, auf eine
Unterdrückung des Wahlrechtes, d. h. auf den Unter-
gang des konstitutionellen Systems hinzuarbeiten.

Nur der starre Reaktionär bebt vor dieser Bethätig-
ung eines selbständigen freien Willens entsetzt zurück,
die doch der Mensch im allgemeinen mit gerechtem
Stolz als unantastbares Eigentum für sich in An-
spruch nimmt. In andern, niedriger organi-
sierten Klassen des Naturreichs hat sich allerdings die
Wahlfreiheit von jeher als ziemlich gefahrbringend
für diejenigen Geschöpfe erwiesen, welche zufälliger-
weise in die Verlegenheit gerieten, sie auszuüben, und wir
gedenken z. B. nicht ohne schmerzliche Bewegung des
armen Grautiers, das zwischen zwei saftige, frische,
duftende Heubündel gestellt, verhungerte, weil es sich
zu sehr Efel fühlte, um die nötige Energie für eine
Wahl zwischen den beiden ledernen Futter-Portionen
gewinnen zu können.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“, ist also hier-
nach im Grunde genommen nur ein Sprichwort für
Energie-lose Leute, und dadurch wäre seine Unhalt-
barkeit, ja, seine Schädlichkeit schon genugsam erwiesen
— namentlich in einer Zeit, die von jedem einzelnen
wie von der Gesamtheit die Anwendung und Ver-
wertung des höchsten Maßes der in ihn oder in sie
gelegten geistigen Kräfte gebieterisch fordert.

Leider aber giebt es, die Wahrheit zu gestehen, Leute
jenes energielosen Schlages noch in recht betrübender
Anzahl, und vorzugsweise ihnen haben wir denn auch
wohl das Weitergelten, das Blühen und Gedeihen jener
überlebten Redensarten zu verdanken.

Und dabei kann man diese geschätzten Mitbürger
in sehr vielen Fällen nicht einmal böswilliger Absichten
anklagen, wenn sie sich beim Herannahen eines Land-
tags- oder Reichstags Wahltermins auf ihr Lieblings-
sprichwort berufen; sie stehen dabei wirklich Folter-
qualen aus — vorzugsweise in der Einbildung natür-
lich — die man seinem schlimmsten Feind nicht gönnen
möchte, und tragen emsigst Sorge, sich selbst jenes
vornehmste bürgerliche Recht als eine der lästigsten
Verpflichtungen auszumalen. Und wie schwer es in
unserm lieben deutschen Vaterlande hält, diesen redens-
artigen — oder besser: diesen redensunartigen
Jertum zu kurieren, das soll unsere kleine Ge-
schichte zeigen, deren größter Vorzug vielleicht ihre
Wahrhaftigkeit ist.

Ich kannte in Berlin einen sonst sehr wadern, geschickten und arbeitsamen Schneidermeister, der allen Anforderungen, welche man vernünftigerweise an ihn als Menschen, Familienvater und Staatsbürger stellen mochte, aufs gewissenhafteste nachkam; nur wenn's zu den Wahlen ging, wurde der Mann von einem wahren Fieber ergriffen. Er stimmte Klagelieder Jeremia an über alle Vorversammlungen, von denen er übrigens nicht eine einzige besuchte; und er geriet in helle Verzweiflung, wenn die Bekanntmachungen erschienen, welche zur Einsichtnahme der Wahllisten aufforderten, ohne daß er natürlich je daran dachte, sich von der richtigen Eintragung seines eigenen Namens in dieselben zu überzeugen. Ich bin sicher, daß er's ungefähr dem Gewinn des großen Loses gleichgültig haben würde, wenn er einmal in der Liste gefehlt hätte; aber seltsamerweise blieb ihm diese heiß ersehnte Gnuß des Schicksals — wenigstens während der Zeit unserer Bekanntschaft — ver sagt.

Seine Beteiligung an dem Wahlakt selbst hielt mein braver Freund glücklicherweise für eine staatsbürgerliche Unumgänglichkeit, wodurch sich allerdings mit dem Näherücken des Wahltermins die Krisis bei ihm in der bedenklichsten Weise steigerte.

Er vernachlässigte seine Kundschaft und brütete oft stundenlang kopfschüttelnd vor sich hin; er wurde tyrannisch gegen seine Gefellen, prügelte seine Kinder, und seine Frau erzählte mir unter Thränen, daß er schon wochenlang vor dem Wahltag in seinen Träumen unter entsetzlichem Stöhnen und Achzen von nichts als Abstimmungen, Wahleresultaten und Stimmzetteln phantasierte.

Die Frau Meisterin, obgleich durchaus keine gelehrte Politikkabikantinn oder Bannerträgerin fürs weibliche Stimmrecht, hatte übrigens kein geringes Verdienst daran, daß ihr Gatte bei seinem ausgebildeten Wahlfieber überhaupt noch zur Urne ging.

Ohne ihre Nase in den Brei des „Auswärtigen“ zu stecken, oder abends an der Straßenecke mit Hilfe einer oder der andern staatsweisen Nachbarin die „innern“ Zustände mündlich zu verbessern (— bei neun hungrigen Mägen tagtäglich am Tisch hätte dazu wohl auch die Zeit gefehlt —), wußte Frau Schneidermeisterin Wiedeberg aus dem vierteljährlichen „direkten“ Steuerzettel, und aus dem kleinern, aber durch seine häufigere Wiederkehr noch weit schwerer wiegenden „indirekten“ — aus dem Ausgabenzettel vom Wochenmarkt nämlich — recht gut, wo den Bürger der Schuh drückt. Und wenn ihr Gatte etwa einmal einen gar zu heftigen Anfall von Schüttelfrost vor dem Wahlgange hatte, dann rückte sie mit einem jener beiden Steuerrezepte an; die Arznei wurde eßlöffelweise beim Mittagbrot und in Theelöffeln zum Frühstück und zum Vesper eingegeben und schmeckte etwa folgendermaßen: er — Meister Wiedeberg — sei selber schuld daran, wenn die Lasten des Bürgers von Jahr zu Jahr drückender würden; denn wer sich nicht darum kümmernd und nicht dafür Sorge, Männer in die Volksvertretung zu schicken, die dieser steigenden Steuerlast einen Damm entgegenzusetzen wüßten, der verdiene eben sein Schicksal, und es sei ihm nur gerecht, wenn der Herr Gerichtsvollzieher † † † lobesam ihm den letzten Hock vom Leibe und das letzte Wirtschaftsstück aus der Stube pfände.

Dieses Hausmittelchen erwies sich denn auch glücklicherweise fast immer probat; Meister Wiedeberg stürzte und polterte — nachdem er's eingenommen — noch einiges in seinen vier Pfählen umher; gehörige

Bewegung erhöht ja überhaupt die Wirkung einer Brunnentur; er schimpfte auch wohl über die schöne Zeit, um die ihn das „himmelsakramentische“ Stimmgeschäft wieder bringe (— wieviel's ihm später an barem Gelde sparen half, brachte er dabei natürlich nicht in Anrechnung!), endlich aber entschloß er sich denn doch, den Sonntagshut vom Nagel zu langen, und unter Stöhnen und Seufzen ging's zur Wahl. —

Nur einmal wollte die beliebte und bewährte Kurmethode gegen Meister Wiedebergs Wahlischen doch nicht mehr anschlagen. Das hing aber so zusammen.

Hatte unser Freund auf Grund seines bewußten Fiebererschüttelns und um seine Neble geschmeidiger zu machen, einen Schluck Bier mehr zu sich genommen als seiner sonst absolut mäßigen und nüchternen Natur sympathisch erschien; oder meinte er, wie's furchtsame Kinder in der dunklen Kammer zu thun pflegen, durch lautes Schreien seine eigene Angst zu betäuben; genug, als sein Name aufgerufen ward und er an den Wahlisch trat, nannte er seinen Urwahl-Kandidaten — einen gut liberalen Mann — mit so lauter Stimme, daß die Scheiben klirrten und sich die Augen der ganzen Versammlung auf ihn lenkten, während der Besitzer des Wahlvorstandes — ein pensionierter Herr Hofrat — vor Schreck auf seinem Stuhl erstarrte und erst nach einigen bangen Sekunden, in denen besorgte Gemüther glaubten, der Schlag habe ihn getroffen, eine unterbrochene Priße zu Ende zu schnupfen vermochte.

Aber was war dies hofrätliche Entsetzen gegen das Meister Wiedebergs selber?!

Er, der in seiner eigenen Behausung selbst politisch nur auf Coken ging, und der, wenn draußen auf der Straße oder Sonntags in einem Gartenlokal die Rede auf derlei gefährliche Dinge kam, schneller verschwand als sein ängstlicher Kollege Jetter in Goethes „Egmont-Tragödie“ — er, Meister Fridolin Wiedeberg hatte die ungläubliche Keckheit gehabt, hier vor aller Welt frei und offen Farbe zu bekennen und einen stadtbekanntem „Pinken“ als Mann seiner Wahl laut hinauszuposaunen.

Mußte da nicht die Erde beben und die Sonne vom Himmel herab ins Reich der ewigen Finsternis stürzen?!

Mein armer Meister schwante denn auch, wie wenn der Boden unter seinen Füßen sich senkte und höher, vom Tisch fort der Thür zu; der kalte Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn und seine Lippen murmelten nach links und rechts Entschuldigungen, als hätte er mit diesem öffentlichen Bekennen seiner Meinung sich eines himmelschreienden Verbrechen gegen die gesamte Mitwelt schuldig gemacht.

Als er zwischen den Stuhlreihen der Urwähler hinschritt, dämmerte in ihm ein tiefes Verständnis für die Gefühle eines Soldaten der guten alten Zeit auf, der zum Spießrutenlaufen verurteilt worden; hier meinte er niedersinken zu müssen unter dem fragenden Blick eines seiner besten Kunden, von dem er wußte, daß derselbe eifriger Leser des offiziellen Regierungsanzeigers sei, und dort schien ihm das erstaunte Kopfschütteln eines andern, der fast einmal als konservativer Kandidat in der Gemeindevertretung aufgestellt worden wäre, den Gnadenstoß zu geben.

Schlimmer aber als diese Rundgebungen von „gegnerischer Seite“, erschienen ihm die Blickwünsche, welche die „Energischen“ seiner eigenen Partei ihm entgegenriefen.

„Bravo, Wiedeberg!“ sagte ein rotköpfiger Klempnermeister; „endlich ist der Dudmäuser doch auch 'mal aus sich herausgegangen!“

„Das war 'n Manneswort!“ meinte der radikal angehauchte Barbier, und der rechenhafte Schlächter Steinhausen, des Schneiders leiblicher Vetter, reichte ihm über die Haupter seiner gesamten Nachbarschaft die Hand entgegen und schrie mehr als er sprach: „Recht so, mein Junge! Dafür haben wir hier die öffentliche Wahl, und wenn's dir und mir die andern nur nachmachen wollten, dann würde bald ein anderer Zug in die Geschichte kommen!“

Wie Meister Wiedeberg vom Wahllokal quer über die Straße nach seiner Behausung gekommen, das weiß heut noch kein Mensch zu sagen, er selber am wenigsten; aber soviel steht fest, daß er direkt aus dem Sonntagsgewand ins Bett fuhr und, die Decke weit über die Ohren gezogen, in stummer Verzweiflung dalag, vermeinend, es müsse jeden Augenblick ein Schutzmannshelm durch die Thürpalte blitzen und die heilige Hermandad ihn selbst wegen Hochverrats oder Widerstands gegen die Staatsgewalt oder aus sonst einem andern plausibeln Grunde mindestens auf lebenslang hinter Schloß und Riegel verschwinden lassen.

Gegen
abend nach
der fünften
Tasse
Kamillenthe
und der eben
sovielen
Tropfen
Predigt sei
ner Gattin,
wurde dem
Meister ein
bißchen
leichter ums
Herz; hoch
und tener
aber ver
schwoor er
sich, dies sei
sein letzter
Gang zum
Wahltag
gewesen; er
hab' immer
gesagt: das
müsse zum
Unglück füh
ren; nun habe
er sich durch
seine politische
Zügellosigkeit
und radikale
Wildheit um
Kundschaft
und Reputation
gebracht, könne
mit den Seinen
am Hungertuche
nagen, und daran
sei niemand anders
als die ihm
angetraute Mutter
seiner Kinder,
Frau Karoline
Emilie Wiedeberg,
geborene Lehmkuhl,
schuld! — Hier
nach wendete er
sich auf die andere
Seite und schnar
chte alsbald in
den loyalsten
Tonarten.

Andern tags erwachte er zur gewohnten Zeit noch etwas matt, aber ziemlich besänftigt.
Beim Frühstück lenkte die Gattin zuerst mit Vor
sicht das Gespräch auf die Ereignisse des verfloffenen
Tages, und suchte dann dem Meister die Furcht vor den
Folgen seiner „Mannesthat“ nach Kräften auszuweden.
„Fridolin,“ hub sie an, „was ist das für 'ne Idee
mit der Kundschaft! Die Leute lassen doch nicht ihre
Politik bei dir arbeiten, sondern bloß die Röcke! Und
'n vernünftiger Mann wird wahrhaftig nicht fragen,
was sein Schneider inwendig für 'ne Farbe hat, wenn
nur die vom Hosenzeug nicht an der Sonne verschiefst!

Na, und wenn wirklich einer so schief gewickelt wäre,
um so 'ner Lappalie willen von dir abzupringen,
wo deine Röcke wahrhaftig ebenso haltbar und konser
vativ sind wie vom besten Kleidermacher in der Stadt,
dann laß ihn laufen; dafür werden zehn andre, die
gestern dabei waren, nur noch Fridolin Wiedebergs
liberale Westen und Überzieher auf dem Leibe haben
wollen.

Aber alles Reden war vergebens. Der Meister
war entschlossen, sich politisch kaltzustellen; hätt's
auch durchgeführt, und so sich selber um die praktische
Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte gebracht, wenn
nicht Gevatter Steinhausen, der Schlächter, durch den
Barbier hinter die Sache gekommen wäre.

Der griff's flott an und traf für des Schneiders
subtile Natur gerade das richtige Mittel.

Hand bald darauf eine Neuwahl zum Reichstag
statt, zu der unsern Meister Wiedeberg natürlich
keine zehn Pferde gezogen hätten — trotz der geheimen
Abstimmung; aber der Schlächter bekam ihn doch dahin,
wo er ihn haben wollte.



Damit schob er Meister Wiedeberg's Arm unter den seinigen.

war natürlich mit Maß und Notizbuch vümtlich zur
Stelle, traf aber den Herrn Gevatter nicht mehr im
Laden an; eben, hieß es, sei der Meister da und da hin
ins Bierlokal, wo er den Vetter erwarte. Fridolin
möge ihm nur flugs nachkommen, denn der Meister
müsse von da aus gleich weiter zum Viehkauf, und
mit dem Anzug prestiere es allermeist.

Der Schneidermeister natürlich nicht faul zum Bierhaus
hin; trat ihn zwar wieder die Angst an, als er schon
von weitem am Eingang zum Wirtsaal die bekannten
drei oder vier Partei-Vogel mit den verschiedenen
Stimmzetteln sich tummeln sah; aber er steckte die
Hände tief in die Taschen, damit ihm ja nicht etwa
einer das gefährliche Papier schnöderweise mit List
zwischen die Finger spiele, blickte weder nach rechts
noch links, sondern schob sich direkt ins Schanklokal
und — saß in der Falle!

„Hab' ich's nicht gesagt,“ rief der behäbige Schlächter,
dem Schneider die Rechte bietend, den andern am
Tische zu: „da ist er! Ja, wo's gilt, für die gute

Am Vor
abend des
Wahltages
erhielt
Steinhaus
sens Gur
sche beim
Schneider,
machte einen
schönen Em
pfehl von
seinem
Meister,
und der
Herr Vetter
Fridolin
möge doch
nächsten
Morgen
hinüber zum
Schlächter
kommen,
ihm Maß
zum neuen
Anzug zu
nehmen.

Wiedeberg

Sache mit Leib und Seele einzutreten, da laßt der Wiedeberg nicht auf sich warten! Na, hier einen Schluck zur Stärkung, Vetter, und dann an die Gewehre!"

Den Meister überließ's heiß und kalt. „Ich dachte — du wolltest —“ stotterte er, den Schlächter anstarrend, und ließ dabei das Ende des Messstreifens vorsichtig aus der Tasche lugen. Steinhäuten aber zog ihn an sich und flüsterte halblaut:

„Na freilich, dazu hab' ich dich ja holen lassen; aber in 'nem Wahllokal kann man das doch nicht so auffallend machen!“ Dann fügte er laut hinzu: „Ja so, wenn du dein Handwerkszeug etwa bei dir hast, Fridolin, und das wirfst du doch als tüchtiger Schneider, dann kommst du mir hernach drinnen beim Wirt auch ein neues Sommerhabit auf den Leib metern — man muß immer 's Angenehme mit dem Praktischen vereinigen! Erst aber flott an die Urne, wirf deinen Zettel hinein — — hast keinen? 3, der Tausend, die Kerls draussen sind doch freigebig genug damit! Na wart', hier hast du vier Stück — von allen Couleuren! Weshen du nehmen willst, das ist natürlich deine Sache; aber gewählt muß werden; und damit dein Feszen dir nicht daneben fällt, oder mir der meine: komm, da wollen wir mitsammen gehen, daß einer hübsch Obacht giebt, wo dem andern sein Zettel bleibt!“

Damit schob er Meister Wiedebergs Arm unter den seinigen — an ein Wiederloskommen war aber da nicht mehr recht gut zu denken! — und kurz darauf war der Schneider aus einem Pfahlbürger wieder ein Wahlbürger geworden, und noch ein paar Minuten später stand der Schlächter in Meister Fridolins Notizbuch mit so und so viel Längen- und Breitegraden eingetragen, und wird auch wohl — von der Pünktlichkeit der Wiedeberg'schen Geschäftsführung zu schließen, seinen Anzug zur festgesetzten Zeit richtig sauber und bequem erhalten haben. —

Wenn der Leser der Geschichte nichts hinzuzufügen hat, desto besser; ich — ja! Und zwar zweierlei. Einmal den Wunsch, daß das altersmüde Sprichwort: „Wer die Wahl hat, hat die Qual“ — wenigstens was seine politische Bedeutung betrifft — recht bald zur wohlverdienten Ruhe kommen möge. Zweitens aber, daß jeder Gewatter Wiedeberg und jeder sonstige Fridolin, der heut noch auf jene Redensart schwört, bald seinen Meister Steinhäuten finden mag, und daß ihm die Kur gut anschlage! Amen.

Ein zweiter Salomo!

Der Fuchsbauer in Langenschnepplingen war wild auf den Beitel Jzig, weil er von dem Juden im Viehhandel betrogen worden war. Eigentlich hatte der Fuchsbauer den Jzig betrügen wollen — einen Juden übers Ohr hauen, ist beim Viehhandel keine Sünde — der Jzig war aber geriebener als der Bauer, und dieser

wurde glücklicher Eigentümer einer Kuh, die alles Mögliche von sich gab, nur keine Milch.

„Wart' nur, Jude, ich werde dir's eintränken!“ Sigt der Fuchsbauer eines Tages auf der Bank vor seiner Hausthüre, raucht seine Pfeife und dengelt seine Semle.

Kommt der Jzig die Dorfstraße herauf.

Wie er den Fuchsbauer erblickt, greift er an die Mütze und grüßt: „Heißig, Fuchsbauer?“ Und mit einem pfiffigen Augenblinzeln setzte er hinzu: „Was machts Kühle? Gebts immer noch brav Milch? Ich hätt' wieder ein's, ebbs faines!“

Bei diesem Spotte schoß dem Bauer das Blut ins Gesicht. Wütend sprang er auf: „Verdammt Schmuhl!“ und schleuderte seinen Hammer nach dem Juden. Der Jzig, unverschämt wie die Juden sind, bückt sich, und der Hammer fliegt über sein Ziel hinaus, zertrümmert eine Fensterscheibe des gegenüberstehenden Hauses und trifft den Nachbar Michel, der gerade am Fenster saß.

Der Michel, mit blutender Nase, stürzt wütend auf die Straße heraus, der Jzig giebt Feringeld, und der Fuchsbauer schreit: „Michel, hau' ihn, der Jud' ist an allem schuld!“

Der arme Jzig rennt, als hätte er wirklich ein Verbrechen begangen, verfolgt von dem wütenden Michel, dem Fuchsbauer und einem halben Duzend Dorfbewohner, die mit lautem Hallo! sich der Judenheze anschlossen. Beim Rathhausbrunnen erwiachten sie ihn und schleppten ihn vor den Bürgermeister!

„Wah geschrien!“ lamentierte der geängstigte Beitel, „hab' ich doch nichts verbrochen!“

„Was, nichts verbrochen?“ schrie der Michel, „mein Fenster und meine Nase hast du verbrochen!“

„Dat's doch der Fuchsbauer gethan! Gott der Gerechte, ich bin unschuldig! der Fuchsbauer hat geworfen den Hammer!“

Der Herr Bürgermeister ließ sich den Fall ausführlich vortragen, dann fällte er den weisen Spruch:

„Schwerer Fall: Sachbeschädigung und Körperverletzung. Jzig, wenn du dich nicht gebüct hättest, so . . .“

„So wär' mir der Hammer an den Kopf geslogen.“

„Dann hättest du den Fuchsbauer verklagen können wegen Körperverletzung.“

„Wah geschrien, ich werd' mich doch noch hütten dürfen? Ihr hättet Euch auch gebüct, Bürgermeister!“

„Wenn du dich nicht gebüct hättest, Jzig, so wär' der Hammer nicht in das Fenster und an Michels Nase geslogen. Ergo, du bezahlst die Fensterscheibe und dem Michel seine blutige Nase. Dixi!“

Der Herr Bürgermeister bekräftigte jedesmal seine weisen Urtheilsprüche mit einem Ergo und Dixi. Er weiß zwar nicht, was es zu bedeuten hat, aber er hat's dem Herrn Amtmann abelernt.

„Ich ergreife den Rekorsch!“ schrie der Jzig. — Die Sache schwebt noch, und der Hintende ist begierig, wie der „Rekorsch“ ansfällt.“



Wütend sprang er auf: „Verdammt Schmuhl!“ und schleudert seinen Hammer nach dem Juden.